

Geht doch

Das „Voltaire“-Gebäude am Alexanderplatz löst den gordischen Knoten der Berliner Baupolitik nonchalant.

Wer den neuen Hauptsitz einer Internetbank am Berliner Alexanderplatz betritt, steht junge Männer in Freizeitkleidung Tischfußball spielen, während ihre Kollegen ein Flaschenbier in der wohnzimmerartigen Bürolandschaft zischen. Die Nonchalance der neuen Arbeitswelt ist ein Effekt der Corona-Krise und des Homeoffice-Phänomens und der chronischen Unlust, die der Generation der Digital Natives unterstellt wird, jeden Werktag ihres Lebens in belanglosen Büroetagen dahinzuvegetieren.

Ebenso lässig-ignorant ist die Planungsgeschichte des frech „Voltaire“ genannten Bürohauses an der „Banane“, in dem sich die Bank eingemietet hat. Das Gelände entlang der Dirschenstraße führt vom trostlosen Alexanderplatz in Berlin in das Plattenbau-Gewürfel der Fünfziger- und Sechzigerjahre von Friedrichshain. Die Urbanisierung der Brache war ein Lieblingsprojekt der Stimmann-Ära und scheiterte krachend: Die „Alexa“ genannte Mega-Mall – von den Architekten Ortnner & Ortnner in rosa Beton gegossen – wurde nicht nur zu Berlins hässlichstem Gebäude gewählt, es ist der ohnehin sehr zähen Entwicklung des tristen Alexanderplatzes auch besonders abträglich.

Der Bau eines kolbenförmigen Hochhauses, das dieselben Architekten an den Eingang der Mall flanschen wollen, steht derzeit still, weil der Bauherr wegen des Ukraine-Kriegs auf der Sanktionsliste steht. Die Signa-Pleite hemmt die Entwicklung von Ostberlins Vorzeigepplatz zusätzlich. Neben dem Alexanderplatz-Monster wollte der „Erlebnis-Unternehmer“ Jochen Schweizer eine weitere künstliche Kaufkraft-Abschöpfungs-Maschine setzen – ausgestattet mit Surf-Gelegenheit, Flugtunnel und Kletterwand. Den Architekturwettbewerb für die Mall gewann das Berliner

FAZ
4.1.24

Büro von Jürgen Mayer H., der die Neunzigerjahre als Outcast der Berliner Architekturszene und Enfant terrible in der Hauptstadt weitgehend auftragslos überlebt hatte.

Mayer H., Berlins flamboyantester Architekt, hat den Bau kurzerhand zum Bürohaus umgestrickt. Seine Idee, das Haus in Boxen für teure Modemarken zu gliedern, sowie die tiefen Laden-Grundrisse hat er beibehalten. Angesichts der möbelhausartigen Bürolandschaften, in denen Start-ups sich angeblich am wohlsten fühlen, ist der Grundriss scheinbar egal. Auf Höhe der direkt neben dem Haus auf den Berliner Stadtbahnbahnen vorbeiratternden S- und Fernbahnen hat der Architekt einen horizontalen Spalt in der Fassade vorgesehnen. Aus dem Atrium wurde ein offener, recht lieblos gestalteter Hof.

Die Fassaden des Bürohauses sind auf allen Seiten gleich – der Grundsatz der Moderne, dass Gebäude nach den Himmelsrichtungen orientiert gehören, wird hier als unurban verworfen. Selbst die Nordfassaden haben Sonnenschutz. Die braunen Alufassaden bestehen aus zwei Schichten, um die Innenräume vor Bahnärm zu schützen. Statt „Präsenzbüros“ gibt es große Terrassen in jeder zweiten Etage und eine Fahrradwerkstatt.

Jürgen Mayer H. hält als Meister der exaltierten konvex-konkaven Formen wie er bei seinem Meisterwerk, dem Metropol Parasol in Sevilla bewiesen hatte, aber in Berlin zeigt er, dass auch orthogonale Geometrie räumlich nicht fad sein muss: Seine Formexperimente funktionierten in Süddeutschland oder Georgien besser als im spröden Berlin. Beim Entwurf für das „Stadthaus Stuttgart“ hatte Mayer H. die ästhetische Kraft eines Kuben-Stapels bereits getestet. In Berlin sind es die Staffeln und Spiegelungen, welche die Härte des Blocks spielerisch auflösen. Zum



Foto Ullstein

Das neue Voltaire

neue gefassten Ravelinplatz hin hat das Voltaire-Haus seine „Adresse“, ein zweiter Haupteingang liegt an der Straße. Von dort gelangt man zu einem erhöhten Innenhof, den das Landschaftsarchitektur-Team „Topos“ ebenso flapsig entworfen hat wie Mayer H. das Haus drum herum. Umgeben von Nachbarbauten im Allerseltsbeige, das an Blousons und Hosen von Senioren erinnert, zeigt Mayer H.s Bürohaus bronzefarbene Fassaden.

Die horizontale Fuge im Haus wird abends illuminiert. Die 3,20 m hohen Innenräume haben unverkleidete Kühldecken und nackte Betonstützen, die einfach sichtbar bleiben. Das gilt als chic und ist außerdem billig. Bei derlei „Core and Shell“ genannten spekulativen Bürohäusern kommen und gehen die Mieter und mit ihnen die Oberflächen ohnehin schnell. Die Glasscheiben zu den Straßen hin hingegen sehen flach und edel-elegant aus, weil sie keine Klemmleisten haben. Sie sind nur geklebt. Hinter ihnen liegen klappbare Fenster.

„Es muss nicht jedes Gebäude crazy sein“ – so lautet das Mantra des Architekten. Wer wollte ihm widersprechen? Neben den welkenden Plattenbau-Riegeln auf der einen und den eilig hochgezogenen „Grandaire“ oder „Beam“ genannten Investorengebäuden auf der anderen Seite sticht Jürgen Mayer H.s Entwurf positiv heraus. Bisher galt Mayer H. als „Architekt für Bauherren, die zum ersten Mal in Berlin bauen und entsprechend viel Aufmerksamkeit suchen“, wie er selbst schmunzelnd sagt und mit seinem Apartmenthaus in der Johannisstraße an der Kalkscheune in Berlin-Mitte auch bewies. Mit dem Voltaire-Gebäude ist ihm ein unaufgeregtes, pfiffiges Gebäude gelungen, wie Berlin es gut zu Gesicht steht angesichts des ästhetischen Stillstands in der Hauptstadt.

ULF MEYER

